

## VERSCHWÖRUNG IN WIEN

Die in Wien so wohlbekannte Equipage des Grafen Senftenberg rollte, von zwei prachtvollen Goldfüchsen gezogen, über den Kolowrat-Ring am Stadtpark vorüber, durch den Stubenring über die Aspernbrücke, bog dann links in die untere Donaustraße und lenkte rechts in die große Mohrengasse ein, wo sie vor einem sehr ansehnlichen Haus hielt, dem anzusehen war, dass es nur von feinen, wohlsituierten Leuten bewohnt wurde.

In dem Wagen saßen drei junge Herren, die sich während der Fahrt in einer mehr als lebhaften Unterhaltung befunden hatten. Obgleich es noch nicht die Zeit des Dinners war, schienen sie sich doch bereits in eine sehr animierte Stimmung getrunken zu haben. Sie lachten überlaut und machten sich ganz und gar nichts aus dem Lächeln, mit welchem die Passanten ihnen nachblickten.

Nur einer von ihnen, der Graf selbst, verriet die glückliche Gabe, trotz des kleinen Rausches, den er besaß, die Würde seines Standes leidlich zu bewahren. Die beiden anderen aber waren so ausgelassen, dass er sie öfters durch ein wohlgemeintes „Na, na, pst, pst“ in engere Schranken verweisen musste.

Sie kamen aus einem jener Frühstückslokale, in denen die gutsituierte Jugend ihre Guldennoten anlegt, um dafür im Alter ein mehr oder weniger ausgiebiges Podagra einzuhelmen. Dort hatten sie einige Dutzend Austern verzehrt, mehrere Flaschen Sekt dazu ausgestochen, dann ein kleines Spielchen gemacht, zu welchem natürlich nur ein schwerer aber ‚süffiger‘ Burgunder getrunken werden konnte, und dann hatte es sich herausgestellt, dass Champagner und Burgunder eigentlich nicht gut harmonieren. Die beiden so verschiedenen Gaben des Bacchus waren in den Köpfen der Zecher miteinander in Konflikt geraten, und darüber war den Letzteren der sowohl jungen als auch alten Leuten so wohlanstehende Ernst verloren gegangen.

Jetzt hielt die Equipage vor einem Haus in der Mohrengasse. Der Diener sprang vom hinteren Tritt herab und öffnete den Wagenschlag. Er ließ dabei jenes ergeben-pfiffige Gesicht sehen, welches vertraute Domestiken zu zeigen pflegen, wenn sie die Ehre haben, Zeugen einer kleinen, liebenswürdigen Schwachheit ihrer Herren zu sein.

„Hier scheiden wir also, meine Herren“, sagte der Graf. „Steigen Sie mit aus, Baron, oder fahre ich Sie auch nach Ihrer Wohnung?“

Derjenige der beiden anderen, an welchen die Frage gerichtet war, trug einen sehr eleganten, ja ‚freschen‘ Wiener Anzug nach dem allerneuesten Schnitt und Muster. Die Linke war behandschuht, die Rechte nicht. An den Fingern dieser Letzteren glänzten mehrere Ringe, deren Steine nur ein ganz besonderer Kenner für wertlose Nachbildungen hätte erklären können. Er war, das sah man auf den ersten Blick, ein ausgesprochener Dandy und hatte die nachlässige, gelangweilte Haltung jener Flaneure, welche sich in ihren müßigen Stunden – und jede Stunde ist bei ihnen müßig – auf den eleganteren Straßen herumtreiben und dem Leben keinen besonderen Reiz mehr abgewinnen können, weil sie die liebenswürdigen Seiten desselben bereits im Übermaß kennengelernt und genossen haben.

Sein Gesicht war glattrasiert und stark gepudert, vielleicht um gewisse Spuren, welche eine ausverkaufte Jugend zurückzulassen pflegt, weniger bemerkbar zu machen. Seine Brauen und Wimpern waren schwarz gefärbt, um dem Blick des matten Auges mehr Intensität zu erteilen. Die perlenweißen Zähne waren viel zu schön, als dass man sie für echt hätte halten können, und der Mund schien durch Anwendung einer Lippenpomade künstlich aufgefrischt worden zu sein. Dies alles gab dem Gesicht etwas Unechtes, Wachsfigurenähnliches und verdeckte trotzdem nicht den Ausdruck scheuer Unsicherheit, welcher darüber ausgebreitet lag und sich in dem ganzen Wesen und Gebaren des jungen Mannes aussprach. Wenn man überhaupt die Erlaubnis

hat, einen Menschen mit irgendeinem Tier zu vergleichen, so glich der Baron einer schön gezeichneten und wohlgenährten Katze, welche jeden Augenblick bereit ist, irgendeinem ihr feindseligen Wesen zu entwischen.

„Danke, Graf“, antwortete er. „Ich werde mir die Ehre geben, unseren Künstler zunächst in sein Heim zu geleiten, denn...“

Ein bezeichnender Blick sagte das, was auszusprechen er unterlassen hatte. Der dritte der jungen Herren, von kräftiger Gestalt, dessen kühn geschnittenes Gesicht etwas verlebt aussah, hatte sich jedenfalls den bedeutendsten Rausch angetrunken. Seine Lider waren müd auf die Augen gesenkt, dennoch bemerkte er den Blick des Barons und sagte lachend:

„Lieber Freund, denke nicht, dass du das nötig hast. Ich erreiche meine Bude auch ohne fremde Hilfe.“

„Darüber gibt es ja gar keinen Zweifel, mein Bester. Du wohnst ja im Parterre, aber ohne ein kleines Straucheln wird es nicht abgehen. Darum ist es besser, ich begleite dich. Komm!“

Der Künstler stieg mit Hilfe des Dieners aus dem Wagen. Seine Bewegungen waren schwer und unsicher. Der Baron nickte dem Diener vertraulich zu, ergriff den Künstler beim Arm und wendete sich zum Grafen:

„Sehen wir uns heut Abend wieder?“

„Schwerlich. Ich bin engagiert.“

„Ah! In interessanter Weise?“

„Nicht so, wie Sie denken, mein lieber Baron. Ich bin zum Kommerzienrat Hamberger geladen.“

„Puh! Und da gehen Sie?“

„Warum nicht?“

„Zu einem Juden und Parvenü!“

„Pah! Man sieht dort feine Leute; ihretwegen gehe ich hin, nicht seinetwegen.“

„Dann viel Vergnügen! Und morgen natürlich wieder zum Frühstück?“

„Werde eintreffen! Vorwärts, Jean!“

Der Diener war wieder hinten aufgestiegen und die Equipage rollte auf dem hartgefrorenen Boden weiter.

Der Baron geleitete den Künstler die Stufen zum Parterre empor. Ein Livrédiener, der beide hatte kommen sehen, öffnete eine Tür, an welcher schwarz auf weißem Porzellan zu lesen war: „Guiseppe Criquolini“. Die beiden traten ein und begaben sich durch das Vorzimmer nach einem kleinen, sehr hübsch ausgestatteten Herrensalon.

Dort fiel der Besitzer des Logis auf die Ottomane, streckte sich lang auf dieselbe aus, die Stiefel ungeniert auf das seidene Sofakissen legend, und sagte:

„Habe doch des Guten zu viel getan! Der Burgunder war vom Teufel gekeltert.“

„Und der Sekt vom Erzengel Michael. Darum wirbelt einem nun Höllisches und Himmlisches im Kopf herum und es ist kein Wunder, wenn der schwache Mensch in diesem Kampf unterliegen muss. Auch mir geht es so ziemlich wie dir. Soll ich vielleicht nach einem Selters klingeln?“

„Tu es! Aber ich mag jetzt vom Wasser nichts wissen. Ersäufe dich also allein darin. Ich werde, wenn du fort bist, ein Schläfchen machen.“

„Vielleicht tu ich das zu Hause auch.“

Er drückte an der silbernen Glocke, welche auf dem Tisch stand. Der Livrédiener erschien und erhielt den Befehl, eine Flasche Selters zu bringen. Er trat, die Tür gleich offen lassend, ins Vorzimmer zurück und brachte das Verlangte herein. Dabei lächelte er auf eine Weise, als ob er sagen wollte: „Habe sie bereitgehalten, denn ich ahnte, was den Herren dienlich sein werde.“

Als er hinaus war, lachte der Baron:

„Hast einen vortrefflichen dienstbaren Geist. Er scheint ein guter Gedankenleser zu sein.“

„Ist kein Wunder! Die drei Wochen, seit denen er bei mir ist, bin ich täglich frühstücken gegangen und ebenso täglich so heiter nach Hause gekommen. Da hat er gelernt,

das Selters- oder Sodawasser bereitzuhalten. Ich muss offen gestehen, dass man hier in Wien zu leben versteht.“

„Besonders wenn man sich an Kavaliere, wie Graf Senftenberg einer ist, anschließen darf.“

„Ja. Ein vortrefflicher Kerl! Nicht?“

„Ausgezeichnet! Ich kenne keinen Zweiten.“

„Er muss ungeheuer reich sein!“

„Das hört man allgemein. Er soll bedeutende Besitzungen in Ungarn und Siebenbürgen haben und außerdem auch noch in Preußen und Bayern begütert sein. Er fährt mit den besten Pferden, führt ein brillantes Haus, obgleich er unverheiratet ist, hat die besten Weine und verzieht keine Miene, wenn er einen Tausendguldenschein im Spiel verliert.“

„Wie heut wieder! Mensch, du bist ein Glückskind! Gestern gewonnen, heute gewonnen, alle Tage gewonnen! Du hast mir seit einer Woche sicher dreitausend Gulden abgenommen.“

„Das Spiel ist wetterwendisch. Du wirst wohl bald Revanche nehmen.“

„Pah! Ich gehe nicht darauf aus. Ich will mich amüsieren. Wird dieser Wunsch mir erfüllt, so zähle ich den Mammon nicht.“

„Hast's auch nicht nötig. Deine Kehle bringt dir genug ein. Heutzutage fragt ein Sänger deiner Distinktion nicht nach einer Handvoll Goldstücken.“

„Ja, die Zeiten haben sich geändert. Während Mozart für seine ganze Don Juan-Oper lumpige dreißig Dukaten bekam, verlange ich, um in dieser Oper einmal aufzutreten, das Dreifache. Meine Reise durch die Vereinigten Staaten hat mir ein schönes Sümchen eingebracht.“

„Das glaube ich! Wenn du so fortfährst, wirst du bald Millionen zählen.“

„So schnell geht das freilich nicht. Mit unserem Grafen Senftenberg werde ich mich in dieser Beziehung niemals messen können. Übrigens, unter uns gesagt, gibt es bei all

seiner Liebenswürdigkeit doch einiges, was mir nicht an ihm gefällt.“

„Ist er dir unsympathisch?“

„Das nicht, o nein. Aber er ist und bleibt doch stets Aristokrat.“

„Ja, er ist Vollblut!“

„Ich hätte gar nichts dagegen, wenn er das besser zu maskieren verstünde.“

„Ich habe noch nicht die Erfahrung gemacht, dass er es uns merken lässt. Oder du vielleicht?“

„Hm. Er ist freundlich, zuvorkommend und liebenswürdig, wie man es gar nicht besser verlangen kann; aber doch gibt es zuweilen ein Wort, eine Bewegung, kurz, ein undefinierbares Etwas, durch welches er absichtlich oder unabsichtlich auf die Schranke deutet, über welche wir nicht zu ihm kommen können.“

„Wir?“

Der Baron betonte dieses Wort in eigenartiger Weise und warf dabei dem Sänger einen schnellen, lauernden Blick zu.

„Pardon!“, antwortete dieser. „Du bist Baron, also auch vom Adel, also mag das dir nicht so gelten wie mir. Aber hast du denn noch nicht bemerkt, dass er trotzdem gegen dich zurückhaltender ist als gegen mich?“

„Nein, niemals.“

„So sei einmal aufmerksamer! Es gibt Momente, in denen er dich, ohne dass du es siehst, scharf betrachtet. Erst vorhin, als fünfhundert Gulden auf einer einzigen Karte standen, sah er dir so scharf auf die Finger, als ob er den kolossalen Gedanken hegte, dass du ein Falschspieler seist.“

„Donnerwetter!“, brauste der Baron auf. „Das will ich mir verbitten!“

„Ich nehme an, dass du mir diese freundschaftliche Bemerkung nicht übel nimmst. Oder doch?“

„Nein, obgleich ich sie auch verstehen würde, wenn es dir beliebte, sie in weniger beleidigende Ausdrücke zu kleiden.“

„Unsinn! Ich bin aufrichtig und nenne das Ding beim richtigen Namen. Gestern Abend kam im Casino die Rede auf dich. Du warst nicht da. Dein Name Stubbenau sollte, nach der Meinung einiger Herren, nicht im Adelskalender zu finden sein...“

„O bitte!“ , fiel der Baron eifrig ein. „Die Herren von der Stubbenau bilden ein sehr altes Geschlecht. Unsere Ahnen stammen aus Livland. Später gingen sie nach Russland, und zwar bereits vor Peter dem Großen. Darum wird unser Name nicht im Gothaer Adelskalender zu finden sein, wohl aber in den Kavallerieregistern Russlands. In diese mögen die Herren blicken, welche es wagen, an der Echtheit meines Adelsbriefes zu zweifeln. Übrigens bin ich in jedem Augenblick bereit, ihnen meinen Stammbaum mit dem Degen ins Gesicht zu zeichnen. Wer waren denn die Betreffenden?“

Der Sänger hatte die Auslassung des Barons ruhig angehört, indem er dabei mechanisch einen seiner Ringe am Finger auf und ab drehte. Er antwortete gleichmütig:

„Das habe ich mir freilich nicht gemerkt. Weißt du, das Gespräch war ein sehr lebhaftes. Da kann man nicht im Gedächtnis behalten, wer der Autor gewisser, bestimmter Worte ist.“

„Aber du sprachst ja vom Grafen!“

„Den habe ich nicht gemeint.“

„Er verhielt sich still?“

„Ja. Nur als die Rede auf deine Güter kam, da machte er eine kleine Bemerkung.“

„Welche?“

„Kann mich auch nicht genau besinnen.“

„Das tut mir leid. Es wäre mir wirklich sehr lieb, wenn du dich genau erinnern könntest.“

„So! Hm! Wie war es doch nur? Ich glaube, dass er meinte, dass – ah, mein Ring!“

Der Ring, mit welchem er gespielt hatte, war seiner Hand entfallen und herunter auf den Boden gerollt. Der Baron

stand dienstfertig von seinem Stuhl auf. Er sah den Ring liegen, tat aber so, als ob er ihn vergeblich suche.

Der Sänger blieb ruhig auf der Ottomane liegen. Der Wein hatte ihn schwerfällig gemacht.

„Lass ihn!“, sagte er. „Er muss sich ja finden.“

„Ist er kostbar?“

„Ja. Ein Diamant von fünfzehn Karat.“

„So darf man nicht so sorglos sein.“

„Pah! Er liegt in meiner Stube. Er kann also nicht verschwinden.“

„Dennoch wollen wir nachsehen, ob er vielleicht unter den Diwan gerollt ist.“

Er bückte sich, um unter das erwähnte Möbel zu blicken, und legte dabei seine Hand genau auf die Stelle, an welcher der Ring lag. Er ergriff ihn, ohne dass der Sänger es bemerkte, hielt ihn zwischen den Fingern fest, erhob sich nach kurzer Zeit wieder und sagte:

„Ich sehe ihn wirklich nicht.“

„So lass doch nur! Mein Diener muss ihn ja finden. Du bist doch nicht etwa da, um ihm Handlangerdienste zu leisten.“

Der Baron begab sich auf seinen Stuhl zurück und ließ dann gelegentlich den Ring heimlich in seiner Tasche verschwinden.

„Nun also, besinnst du dich?“, fragte er, das unterbrochene Gespräch wieder aufnehmend.

„Will sehen. Wenn ich es mir recht überlege, so war die Rede davon, dass du behauptet hast, bedeutende Güter in der Ukraine zu besitzen.“

„Hat man etwa daran gezweifelt?“

„Hm! Man schien allerdings Zweifel zu hegen.“

„Donnerwetter! Man mag das mich ja nicht etwa hören lassen!“

Er tat sehr zornig, doch hätte der Sänger, wenn er aufmerksamer gewesen wäre, bemerken müssen, dass dieser Zorn mit einem guten Teil von Verlegenheit gemischt war.



„Nun, mir ist es ja ganz gleich, wo deine Güter liegen. Aber Graf Senftenberg bemerkte, dass in der Ukraine der Name Stubbenau vollständig unbekannt sei.“

„Wie kann er das wissen?“

„Weil er auch dort ebenso wie in der Krim begütert ist.“

„Davon weiß ich nichts.“

„Aber ich weiß es genau.“

„Kann er nicht ebenso gut flunkern, wie ich geflunkert haben soll?“

„O nein. Ich war bei ihm, als er eben mit einem der dortigen Inspektoren verhandelte, und habe alles mit angehört. Er muss wirklich steinreich sein.“

„So mag er sich um seine Liegenschaften bekümmern, aber ja nicht um die meinigen!“

„Wenn seine Bemerkung dich beleidigt, so will ich ihm sagen, dass du wünschst, er solle sie zurücknehmen.“

„Wie meinst du das?“

„Nun, du hast ja vorhin von deinem Degen gesprochen, wenn ich mich recht erinnere.“

„Du sprichst, wie es scheint, von einem Duell?“

„Natürlich!“

„Fällt mir nicht ein!“

„So! Dann hast du kälteres Blut als ich. Wenn ich gesagt hätte, dass ich Besitzungen in der Ukraine hätte, und irgendeiner behauptete, dass mein Name dort nicht bekannt sei, den wollte ich koramieren!<sup>1</sup>“

„Ich bin ein Edelmann, aber kein Raufbold. Übrigens bin ich kein Anhänger der Lehre von der absoluten Notwendigkeit des Zweikampfs. Ich kann beleidigt worden sein und dann sogar auch noch im Duell den Kürzeren ziehen. Ich bin also doppelt bestraft, muss mich auch noch zu längerer Festungshaft verurteilen lassen und – was habe ich davon?“

„Du denkst sehr praktisch!“

„Ja. Übrigens will ich annehmen, dass der Graf seine Worte nicht so scharf gemeint hat, wie es den Anschein hat

<sup>1</sup> Öffentlich zur Rede stellen

haben können. Er ist ein famoser Gesellschafter und ich will mich nicht mit ihm verfeinden.“

Dass er sich nicht mit ihm verfeinden wollte, zwecks der Gelegenheit, ihm im Spiel auch fernerhin durch falsche Karten das Geld abzunehmen, das verschwieg er natürlich.

„Ganz wie du willst“, nickte der Sänger.

„Übrigens habe ich auch auf dich Rücksicht zu nehmen, lieber Criquolini!“

„Auf mich? Nicht dass ich wüsste.“

„Ist es dir so gleichgültig, ob der Graf es erfährt oder nicht, dass du mir seine Äußerung mitgeteilt hast?“

„Das ist mir wirklich sehr egal.“

„So liegt dir an seiner Freundschaft nichts?“

„O doch! Aber ich denke, dass er vertreten soll, was er sagt; darum halte ich es keineswegs für eine Indiskretion, dass ich dir gesagt habe, was er geäußert hat. Übrigens ist er wohl nicht der Mann, welcher aus Feigheit einem Duell aus dem Weg gehen würde.“

„Lassen wir das! Ich weiß nun, woran ich bin, und im Übrigen ist mir die ganze Geschichte lächerlich! Wie weit bist du mit deiner Tänzerin?“

„Mit Valeska?“

„Ja. Oder interessierst du dich für mehrere Tänzerinnen? Es wäre dir zuzutrauen.“

„Da irrst du. Ich kenne nur diese eine.“

„Allerdings auch die interessanteste!“

„Das ist sie. Sie ist ein Engel.“

„Das sagt ein jeder von seiner Angebeteten.“

„Sapperment! Bist du anderer Meinung?“

Der Sänger setzte sich aufrecht. Er hatte seine Frage in einem beinahe drohenden Ton ausgesprochen und blickte dem andern herausfordernd entgegen.

„Bring mich nicht gleich um!“, lachte dieser. „Ich glaube, du könntest für dieses Mädchen irgendeine große Dummheit begehen!“

„Welche meinst du?“

„Dich mit mir verfeinden.“

„Das könnte ich allerdings. Ich könnte mich ihretwegen sogar sofort mit aller Welt verfeinden. Ich liebe sie! Hörst du es, ich liebe sie!“

Der Baron ließ ein kurzes Lachen hören und antwortete, leicht mit dem Kopf nickend:

„Gut! Ich glaube es dir! Man liebt. Das heißt, man liebt die Eine, nachdem man die Vorige geliebt hat, und wird, wenn man ihrer überdrüssig ist, die Nächste lieben.“

„Da täuschst du dich in mir. Ich liebe sie wirklich. Ich werde sie heiraten!“

„Criquolini!“

„Was? Hast du etwas dagegen?“

„Mensch, blitze mich nicht mit solchen Augen an! Ich habe es ja gar nicht böse gemeint. Ich bin aber nur der Überzeugung, dass man recht herzlich lieben kann, ohne grad an das Heiraten zu denken. Es ist nicht notwendig, dass aus jedem Liebhaber schleunigst ein Ehemann und Familienvater wird.“

„Das habe ich auch gar nicht behaupten wollen. Auch ich habe das Leben genossen und wohl manche kennengelernt, welche mir gefiel. Wenn aber dann die richtige Liebe eintritt, dann, dann – nun dann heiratet man eben.“

„Eine Tänzerin?“

„Warum nicht? Ist eine Tänzerin ein verächtliches Geschöpf? Muss sie etwa weniger wert sein als jede andere?“

„Das behaupte ich nicht. Aber sie gehört einem Stand, sagen wir, einem Handwerk an, dessen Genossen nicht in dem frömmsten Ruf stehen.“

„Das mag sein. Aber es gibt Ausnahmen und meine Valeska ist eine solche!“

„Ich wünsche, dass du dich nicht irrst.“

„Ich weiß es gewiss und bin bereit, eine jede Wette mit einzugehen.“

„Nun, bei mir findest du keine Gelegenheit, diese Wette

anzubringen. Ich will es dir gern gönnen, wenn du glücklich mit ihr wirst.“

„Das hoffe ich. Übrigens gehöre ich nicht zu den Dummköpfen, welche sich in ein hübsches Gesicht vergaffen und sich dann mit aller Gewalt ins Elend stürzen. Ich prüfe.“

„Und sie hat die Prüfung bestanden?“

„Bisher, ja!“

„Aber weiter?“

„Die Hauptprüfung soll noch erfolgen.“

Da legte der Baron die Beine bequem übereinander, nahm jene Haltung an, in welcher man eine interessante Mitteilung gern entgegenzunehmen pflegt, und sagte:

„Da bin ich doch begierig, zu erfahren, worin diese Hauptprüfung bestehen soll.“

„Dir gegenüber brauche ich wohl kein Geheimnis daraus zu machen.“

„Gewiss nicht. Meiner Diskretion kannst du auf alle Fälle versichert sein.“

„Das setz ich voraus. Du kennst zwar meine Angebetete nicht, aber...“

Der Baron machte bei diesen Worten des Sängers ein Gesicht, welches dem Letzteren so auffiel, dass er, sich unterbrechend, fragte:

„Oder solltest du sie doch kennen?“

„Natürlich!“, antwortete der Gefragte, sein Gesicht schnell in bessere Beherrschung nehmend.

„Genau?“

„Ich habe sie im Theater tanzen sehen.“

„Ach so! Also eine nähere Bekanntschaft ist es nicht?“

„Nein!“

„Ich glaubte, aus deiner Miene entnehmen zu sollen, dass – na, gut! Also die Damen vom Ballett sind Titeln und Geschenken zugänglich. Valeska soll einen Grafen kennenlernen, welcher sie mit Geschenken reich bedenkt. Zieht sie mich trotzdem ihm vor, nun, so hat sie die Probe bestanden.“